

Ein Leben im Dienste der Gesundheit: Reinhard Fischer (1920-2012), Chefarzt, Wattwil

Autor(en): **Fischer, Thomas**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Toggenburger Jahrbuch**

Band (Jahr): - **(2014)**

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Leben im Dienste der Gesundheit: Reinhard Fischer (1920–2012), Chefarzt, Wattwil

Thomas Fischer

Reinhard Fischer wurde am 29. Juli 1920 im Spital Heiden geboren. Er erlebte seine ersten Tage in dem Zimmer, in dem Henri Dunant seine letzte Zeit verbrachte. Dies berichtete seine Mutter jeweils mit Stolz. Sie war eine kleine, bescheidene, herzliche und humorvolle Frau aus dem Kanton Appenzell Ausserrhoden. Der Vater war ein Berner Gymnasiallehrer für Deutsch und Geschichte. Sein Beruf führte die Familie nach Biel, wo Reinhard seine Jugend verbrachte und ebenso wie seine Schwester Adelheid ins Gymnasium ging. Mit Adelheid hielt er bis zu ihrem Tod im Jahr 2009 einen intensiven Kontakt. Sie studierte Jurisprudenz, wurde Sekretärin des Zürcher Frauenvereins und beriet ihn später bei zahlreichen Entscheidungen und schwierigen Verhandlungen mit den Behörden. Reinhards Vater war ein gross gewachsener, stattlicher Offizier und als solcher streng und wenig geneigt, Widerrede zu dulden. In seiner Freizeit beschäftigte er sich überwiegend mit schönggeistigen Zusammenhängen. Reinhard dagegen liebte das Praktische. Er interessierte sich eher für die Naturwissenschaften. Grosse Worte lagen ihm ebenso wenig wie seiner Mutter. Er vermochte es jedoch, kom-



Familie Hanni, Adelheid, Hans
und Reinhard Fischer auf dem
Bielersee.

Gymnasialklasse, Reinhard Fischer oben, zweiter von links.



plexe Zusammenhänge in wenigen Sätzen auf den Punkt zu bringen.

Die Fischers wohnten in einer Mietswohnung im Juradorf Leubringen oberhalb von Biel. Von ihrer Terrasse aus hatten sie eine grossartige Aussicht auf das Mittelland. An schönen Herbsttagen lag darüber oftmals ein riesig-weites Nebelmeer, gesäumt von der ganzen Alpenkette vom Säntis bis zum Mont-blanc. Im Winter fuhr Reinhard mit dem Schlitten fast bis zur Schule. Reinhard war ein mittelmässiger Schüler, was sein Verhältnis zu seinem anspruchsvollen Vater zuweilen trübte. In der Schule und in der Pfadfinderbewegung entstand ein dichtes Freundesnetz, das sein ganzes Leben lang hielt. Marc Frey, sein Banknachbar, mit dem er zahlreiche Streiche ausheckte, liess sich später in Ebnat-Kappel als Zahnarzt nieder und war bis zu seinem Tod seine wichtigste Bezugsperson ausserhalb der Familie. Nebenbei nahm Reinhard Querflötenunterricht und deutete sein künstlerisches Geschick mit phantasievollen Zeichnungen an. Beide Hobbys betrieb er später nicht weiter, obwohl er durchaus Talent gehabt hätte. Im Gymnasium kristallisierte sich heraus, dass Reinhard ein Studium wählen wollte, das ihm die Möglichkeit offen liess, seinen Wissens- und Schaffensdurst mit dem Dienst an den Mitbürgern zu verbinden. Er wollte Arzt werden.

Den Zweiten Weltkrieg, der prägend für eine ganze Generation junger Menschen war, erlebte er, bewusst weit weg von seinem Elternhaus, vorwiegend als Medizinstudent, darüber hinaus als Armeeangehöriger. Er studierte in Basel, wo er beim Gymnasiallehrer Emil Schubarth ein Zimmer bekam. Hierzu notierte er in seinen Aufzeichnungen vom 4. September 2011, die er auf seinem Computer verfasste:

1939 begann ich das Studium in Basel, also in einer Grenzregion, und bei Kriegsende hatte ich meine Ausbildung beendet. Meine Grossmutter gab mir für die Ausbildung fünftausend Franken. Den Rest verdiente ich zum grossen Teil mit Vertretungen bei Hausärzten, die Militärdienst leisteten. Die Kriegssituation war damals in allen Lebensbereichen präsent und auch bestimmend. Wenn wir auf den grossen Wiesen zwischen Basel und Riehen den Bauern halfen, pfiffen oft die Artilleriegranaten über unsere Köpfe hinweg. In dieser Zeit wurde mir bewusst, dass ich meine Lebensaufgabe, anders als mein Vater, nicht im Hochgeistigen, sondern in der praktischen Tätigkeit an der Basis unseres Volkes finden würde. Dies hatte ihn zunächst überrascht und enttäuscht. Später hat er mich verstanden und in meinen Zielen immer wieder unterstützt.

In Basel lernte er Felix Löffler, einen Jusstudenten, kennen, mit dem ihn sein ganzes Leben eine tiefe Freundschaft verband. Im Sommer 1940 absolvierte er in Bex die Rekrutenschule. In dieser Zeit las er die Bücher von Jeremias Gotthelf. Mit der Bibliothek seines Vaters, in der von Goethe bis Shakespeare alle Klassiker standen, schloss er jedoch nie wirklich Freundschaft. Er nahm einige Reitstunden und liess sich als Sanitätskorporal in ein Emmentaler Dragonerschwadron umteilen, wo er jeweils im Winter Dienst tat. In seinen Aufzeichnungen aus dem Jahr 2011 zeigte er sich überzeugt davon, dass diese Erfahrung «[...] für mich bedeutender als diejenige [war], die ich später in den höheren Stäben als Offizier verbrachte».

Reinhard Fischer konnte trotz seiner vielfältigen Tätigkeit dank dem Entgegenkommen seiner akademischen Lehrer sowie



Hoch zu Pferd vor der Begegnung mit Elisabeth Fischer.

den wenigen «Mädchen», die ihre Skripts zur Verfügung stellten, das Studium in der regulären Zeit abschliessen. Danach trat er eine Stelle als bezahlter Koordinator des Grenzsanitätsdienstes in Basel an. Am meisten gefiel ihm dabei die Gesundheitskontrolle am Badischen Bahnhof. Dort empfing er beispielsweise den Philosophen Karl Jaspers; aber auch viele Kindergruppen aus kriegsversehrten Ländern waren darunter. Er musste jeweils im Badischen Bahnhof übernachten; tagsüber hatte er Zeit, über die Dissertation nachzudenken. Der Kinderarzt Prof. Dr. Adolf Hottinger hatte ihm folgendes Thema gestellt: Die Beeinflussung der Thyroxinwirkung durch Vitamin E im Kaulquappen-Metamorphoseversuch. Hierzu schrieb er in einem Bericht vom 16. Mai 2006:

Mein Onkel, ein Geschirrgrossist, stellte mir 100 Konfitürengläser zur Verfügung, die ich in einem selbstgezimmerter Gestell auf einem von der Cheflaborantin im Kinderspital überlassenen Tisch aufbaute. In den Tümpeln von Basel fand ich den nötigen Froschlaich. Es dauerte nicht lange, bis die Abteilungsschwestern die munteren Kaulquappen entdeckten und sie für ihre Kinder in den Patientenzimmern aufstellten. So wurde die Dissertation im ganzen Spital bekannt, auch dem Chefarzt Prof. Ernst Freudenberg, der mich an meinem Arbeitsplatz aufsuchte, um zu sehen, wo diese kleinen munteren Tierchen herkamen. Eine Klasse des Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Gymnasiums machte die statistischen Berechnungen. Es faszinierte mich, immer neue Versuchsanordnungen und Methoden zu erfinden, bis mir Hottiger eines Tages sagte «So, jetzt wird abgeschlossen».

Seine Fachausbildung begann Reinhard Fischer von November 1946 bis Januar 1948 im Nachkriegs-Holland, wohin er von Basel aus auf einem holländischen Frachter lediglich mit seinem Fahrrad und einem grossen Wäschekorb aufbrach. Er hatte sich für ein Stipendium am Institut für Pathologie der mit der Universität Basel befreundeten Universität Utrecht beworben. Es war für ihn zugleich die erste Möglichkeit, aus der durch den Landigeist geprägten schweizerischen Enge auszubrechen. Er war erschüttert von den materiellen und moralischen Trümmern, welche die Naziherrschaft hinterlassen hatte, und musste feststellen, wie vergleichsweise gnädig die Schweiz davongekommen war. Zurück in der Schweiz folgte die Ausbildung in Chirurgie in den öffentlichen Spitälern Altstätten, Biel, Wälenstadt und insbesondere St.Gallen. Dort fand er mit Joseph Oberholzer einen fortschrittlichen Chefarzt, der ihm auch als Mensch ein Vorbild war. 1953/54 schloss sich daran eine Zeit an,

von der er gegenüber seiner Familie und Freunden später immer wieder berichten sollte:

Doch wollte ich auch wissen, wie an den weltweit berühmtesten Kliniken gearbeitet wurde. Ich hatte das Glück, von der Mayo Clinic in den USA ein Stipendium zu erhalten und dort zwei Jahre zu arbeiten. Ich habe mich oft gefragt, welches das Erfolgsrezept dieser Clinic mit ihrer halben Million Patienten pro Jahr und ihren mehreren tausend Ärzten sei, und fand drei Merkmale: Die grenzenlose Geduld und Hingabe ihrer Ärzte, den gepflegten kollegialen Umgang, sowie eine möglichst weitgehende und gleichzeitig vernünftige Spezialisierung.

Diese Grundsätze machte Reinhard zu seinen eigenen, und als er später selbst Chefarzt wurde, forderte er sie von seinen Angestellten kompromisslos ein. Er selbst spezialisierte sich in Rochester bei T. T. Myers sowie A. K. und E. Lofgren auf Venenkrankheiten. Später entwickelte er eine eigene Methode der Varizenchirurgie, die Schule bildend wurde. Er gründete zusammen mit Professor Dr. Hach Ende der 1980er Jahre eine Arbeitsgemeinschaft. Nachdem er lange mit Anfeindungen durch Kollegen hatte leben müssen, wurde er in Frankfurt für seine Verdienste auf dem Gebiet der Erforschung und Behandlung von Venenkrankheiten in hohem Alter geehrt. Seine Patienten hatten ihm auf diesem Gebiet ohnehin bereits ein Sechserzeugnis ausgestellt: Eine Befragung bei 700 Patienten ergab, dass sich 96 Prozent wieder bei ihm operieren lassen würden.

Mit der Mayo Clinic hielt er zeit seines Lebens Kontakt. Er brachte sich dort mit verschiedenen, selbst finanzierten «fellowships» auf den neuesten Stand und abonnierte bis ins hohe Alter ihren News-Dienst. So, wie die Bedrohung durch das Deutsche



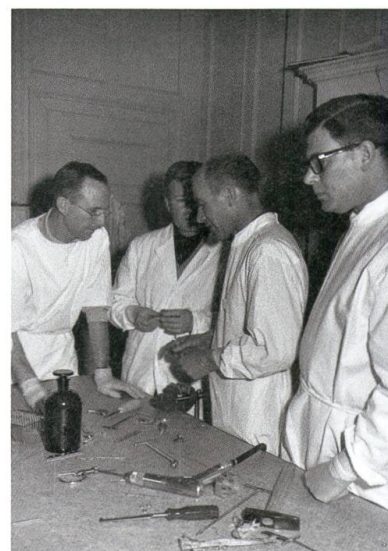
Das Brautpaar Reinhard und Elisabeth Fischer und die Brautzeugen Adelheid Fischer und Felix Löffler sowie der Vater von Elisabeth, Otto Kreis.

Reich den Abwehrwillen und den Zusammenhalt einer ganzen Nation gefördert hatte, so war die Zeit danach durch das Klima des Kalten Krieges geprägt. Im «Westen» kam dabei der Supermacht USA eine Leitbildfunktion zu. Obwohl jeder Dollar hart verdient werden musste – Reinhard erhielt als Assistent jährlich 8000, Elisabeth 6000 Dollar, was bei den dortigen hohen Lebenskosten nur wenig Luxus zuliess – waren die USA für Reinhard das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Er erfüllte sich seinen persönlichen amerikanischen Traum, als er für sich und seine Frau, dank der Unterstützung durch Elisabeths Vater, für 350 US-Dollar das erste Auto erstand. Es war zusammengebaut aus einem Chevrolet und einem Pontiac, und der Motor hatte in elf Jahren bereits 200 000 Meilen abgefahren. Es hatte seinen Zenit deutlich überschritten, weshalb es Reinhard «üsi Mähre» taufte. Immerhin trug die erste grosse Anschaffung des jungen Ehepaars zur Erhöhung der Mobilität bei, denn Reinhard und Elisabeth erkundeten damit grosse Teile der USA. Später zog Reinhard deutsche Fabrikate vor, weil sie ihm weniger protzig erschienen sowie belastbarer und im Benzinverbrauch sparsamer waren. Mit den Vereinigten Staaten verband er sodann – aus eigener Anschauung – Tatkraft, Innovation und Fortschritt. Er verteidigte auch die Kriege der USA in Kuba, dem Vorderen Orient, Indochina und in Zentralamerika mit dem Argument, dass die «andere Seite» noch viel schlimmer sei. Über die «andere Seite» informierte er sich durch die Publikationen des Schweizerischen Ostinstitutes in Bern, die Zeitschrift der Schweizerischen Offiziersgesellschaft, durch die Lektüre von Texten von Alexander Solschenyzin sowie durch eine Fahrt im Schlauchboot auf der Donau. Erst als der Kalte Krieg allmählich vorbei war, bekam sein Amerikaideal Risse.

Weil Reinhard Fischer für eine freiheitliche Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung eintrat, stand er politisch auf der Seite der Freisinnig-Demokratischen Partei. In seinen Positionen musste er allerdings immer mit politisch unterschiedlich ausgerichteten Personen zusammenarbeiten, was ihm nicht zuletzt deswegen gut gelang, weil er ein überzeugter Anhänger des Konkordanzsystems war.

1959 erfolgte wohl die wichtigste berufliche Veränderung in Reinhard Fischers Leben: Nachdem er inzwischen in St.Gallen zum ersten Oberarzt und Stellvertreter des chirurgischen Chefarztes aufgestiegen war, wählte ihn Wattwil zum Chefarzt und Direktor seines Gemeindespitals. Bis dahin hatte Reinhard Fischer viele Stationen durchgemacht. Nun wurde er – vielleicht

ohne es in diesem Moment selbst zu ahnen – sesshaft. Mit seiner Familie bezog er am Steigring 28 ein herrschaftliches, einst von einem Unternehmer aus Holz gebautes Haus der Gemeinde Wattwil unweit des Spitals. Von dieser Dienstwohnung aus konnte man fast die ganze Gemeinde überblicken. In Wattwil durchlebte Reinhard Fischer schöne und interessante Zeiten; aber er stand auch vor grossen Herausforderungen, die für ihn und seine Umwelt zur Belastungsprobe wurden. Dies zeigte sich vor allem auf organisatorischem Gebiet: Als er die Leitung des Spitals übernahm, ermöglichten die Ingenbohler Schwestern mit ihrer Kompetenz und klaren Hierarchie eine effiziente und einfache Spitalführung. Mit ihrem Rückzug jedoch trat ein Personalmangel ein, der zeitweise sogar die Funktionsfähigkeit des Spitals infrage stellte. Hinzu kam eine finanzielle Lücke, denn jede andere Lösung war ungleich teurer. Reinhard Fischer entschloss sich, das Problem nachhaltig, mit einer regionalen Lösung, anzugehen. Gemeinsam mit den Nachbarspitälern und unterstützt durch die Spitalkommission, das Schweizerische Rote Kreuz, den Grossen Rat und das Sanitätsdepartement des Kantons gründete er 1971 die Pflegerinnenschule Toggenburg-Linth unter der Leitung von Schwester Ida Binkert. Darüber hinaus bildete Reinhard Fischer zahlreiche Assistenten aus, mit denen er mehrheitlich auch nach ihrem Weggang den Kontakt hielt. Es war bekannt, dass er viel von ihnen forderte, aber auch, dass man bei ihm einiges lernen konnte. Unter seiner Führung wurde Wattwil zu einem Ausbildungszentrum, und das Spital erhielt eine neue, zeitgemässe Pflege- und Ärztekultur. «Dass es dabei mit der guten Verwaltung das kostengünstigste im Kanton



Reinhard Fischer am
4. AO-Kongress in Arosa, 1963.



Neubau des Spitals Wattwil, 1972.

blieb, erfüllte mich mit Stolz», schrieb Reinhard Fischer rückblickend auf sein Lebenswerk. Hinzu kam die Schule für Technische Operationsassistenten an der Schwesternschule St.Gallen.

Der Personalbedarf hatte noch andere Gründe: Im Spital Wattwil wurden immer mehr Operationen durchgeführt. Reinhard Fischer, von dem nicht nur Spezialkenntnisse, sondern vor allem die Fähigkeit des Generalisten verlangt wurden, war mit seiner ruhigen, präzisen Hand immer häufiger und länger im Operationssaal gefragt. Später schrieb er: «Ich durfte den schönsten Beruf ausüben, den es gibt, nämlich die Arbeit am Mitmenschen mit den eigenen Händen. Dabei habe ich, je nach Berechnungsart, zwischen 30 000 und 40 000 Operationen durchgeführt.» Aus Bedarfsgründen war deshalb eine bauliche Erweiterung unumgänglich. Diese Massnahme wurde 1970/71 umgesetzt. Reinhard Fischer begleitete diesen Prozess, der Wattwil auch architektonisch beeinflusste (wobei es darüber im Dorf unterschiedliche Meinungen gab). Ebenso wie die Umstrukturierung der Spitalpflege verlief auch die Spitalerweiterung keinesfalls spannungsfrei. Die quantitative Ausdehnung der Tätigkeiten machte über kurz oder lang eine Ausdifferenzierung der Zuständigkeitsfelder unumgänglich. Reinhard Fischer sollte sich in Zukunft ausschliesslich um den chirurgischen Bereich und die Geburtshilfe kümmern. Mit seiner Neueröffnung erhielt das Spital daher eine selbständige medizinische Abteilung, der Dr. Bruno Bischof als Chefarzt vorstand. Die Zusammenarbeit mit ihm gestaltete sich für Reinhard Fischer bis zu seiner Pensionierung freundschaftlich. Und auch nachher blieben die beiden gute Freunde.

Das Landspital wurde auch eine gute Plattform für die wissenschaftliche Arbeit. Aus dem Spital Wattwil stammen mehr Dissertationen als aus den gut ausgestatteten Instituten mancher Professoren. Reinhard Fischer publizierte seine Texte über Varizen in international anerkannten Fachorganen. In einem leistungsorientierten Ärztemilieu kam es von hier aus auch zur Gründung verschiedener internationaler Forschungsgruppen und zum Aufbau der Arbeitsgemeinschaft für die stabile operative Knochenbruchbehandlung AO, zusammen mit den bekannten Chirurgen Maurice E. Müller, einem Bieler Schulkamerad, und Martin Allgöwer. Beide operierten auch am Spital Wattwil. Ihre jährlich in Davos durchgeführten Kongresse waren weltweit bekannt. Die Bereitschaft Reinhard Fischers zum interdisziplinär vernetzten Denken illustriert sodann die Tatsache, dass er hin und wieder auch mit Veterinärmedizinern ko-



operierte. So operierte er zusammen mit Dr. Willi Eppenberger aus Nesslau den Kiefer eines Zuchtrindes. Ausserdem hatte er laut seinen Notizen noch folgende Funktionen inne:

Früher, als Präsident des St. Gallischen Oberärzte- und Assistentenvereins und später als Mitinitiant des Oltener Chirurgenclubs war ich sogar gewerkschaftlich tätig gewesen. Meine Arbeit für die Schweizerische Gesellschaft für Chirurgie als Präsident der Gemischten Kommission Chirurgie-Anästhesiologie war dann ausgesprochen mediativ. Auch dies waren schöne Erlebnisse, und ich gestehe, dass ich die Ehrungen genoss, die daraus hervorgingen.

Reinhard Fischer besass kein besonderes Kraft-Gen. Das Geheimnis seiner Energie lag in einigen Faktoren, auf die jetzt einzugehen ist: Zunächst ist hier seine besondere Beziehung zur Natur zu nennen. Es ist sicher kein Zufall, dass das Toggenburg während 52 Jahren Reinhard Fischers Heimat war. Die liebliche Landschaft mit ihren zupackenden Menschen gefiel ihm auf Anhieb. Jede freie Minute benutzte er, um mit seiner Frau Elisabeth, dem Boxerhund Freya und seinen Kindern ausgedehnte Spaziergänge und Wanderungen zu unternehmen. In seiner Dienstzeit, die normalerweise 24 Stunden dauerte, hielt er anfangs zum Spital immer Sichtkontakt. Wenn er gebraucht wurde, hängten die Schwestern ein Leintuch aus dem Fenster oder hissten die Schweizer Flagge. Später erreichte man ihn über ein grosses, schweres Funkgerät, das er jeweils mit sich trug, so dass er auch hinter den Toggenburger Hügeln verschwinden konnte. Die Ruhe der Natur bildete den Ausgleich zum anstrengenden Alltag

Reinhard und Elisabeth Fischer mit Freunden beim Nachmittagskaffee in Grosseto, Sommer 1964.

eines Chirurgen, Spitalleiters und Reformers. Sie trug dazu bei, Spannungen und Zustände der Gereiztheit abzutragen. Das tägliche Bewegungstraining, das er in den letzten zehn Jahren auch in den Fitnessraum verlagerte, hielt den Chirurgen bis über das 90. Lebensjahr hinaus gesund.

Die wichtigste Kraftquelle für Reinhard Fischer war aber seine Frau Elisabeth Kreis. «Bethli», so nannte er sie, war eine hübsche Kinderkrankenschwester aus einer Ostschweizer Unternehmerfamilie. Reinhard lernte sie während seines Militärdienstes als Offizier in der Kaserne Aarau kennen. Elisabeth führte im Kinderspital ein Praktikum durch. An einem Wochenende trafen sie sich beide bei der Familie Sonderegger in Buchs (AG). Reinhard kam auf dem Pferd angeritten, was Elisabeth durchaus imponierte. Sie schrieben sich oft und trafen sich hin und wieder. Aus der Freundschaft wurde Liebe, und aus der Liebe ein ehelicher Bund, wobei Reinhards Schwester, seine Eltern und schliesslich auch die Familien Kreis und Fischer grünes Licht gaben. Am 27. Oktober 1951 heiratete das Paar. Als Kinderschwester wusste Elisabeth, dass Reinhard nicht nur mit ihr, sondern auch mit seinem Beruf verheiratet war. 1951 schilderte er ihr in einem Brief aus Walenstadt, wie im Alltag eines Chirurgen die Nacht zum Tag werden konnte:

Als wir gestern abend richtig eingeschlafen waren, läutete das Telefon: Es seien zwei schwere Motorradunfälle da. Die zwei waren nach ausgiebigem Wirtshausbesuch in Murg mit einem «Hunderter» einfach in einen Eisenhag gefahren. Als wir daran waren, die beiden zu flicken, wurde noch ein dritter gebracht: ein Flumser. Der war gesellig mit anderen guten Kameraden beim Zechen gewesen und gab seinem Freund einen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter. Dieser gab ihm dafür einen Stupf dorthin, wo man dann nachher nicht mehr wasserlösen kann, sodass er ins Spital musste. Doch auch den brachten wir glücklich zur Ruhe und nachher uns selbst wieder. Doch bevor es anfang zu tagen, wurde uns noch der vierte gebracht: Der wollte einem Freund zu Hilfe eilen, dem sein Bruder den Hund anhetzte. Diesmal in Mels. Er kam mit einem gebrochenen Fuss. Am Vormittag wurde ich dann von einem Telefon der Abteilungsschwester geweckt. Ein Fussballer mit einer Gehirnerschütterung habe schon am Morgen 8 Besuche bekommen. Sie bringe sie nicht mehr heraus und jetzt ständen noch 8 vor der Tür und wollten herein.



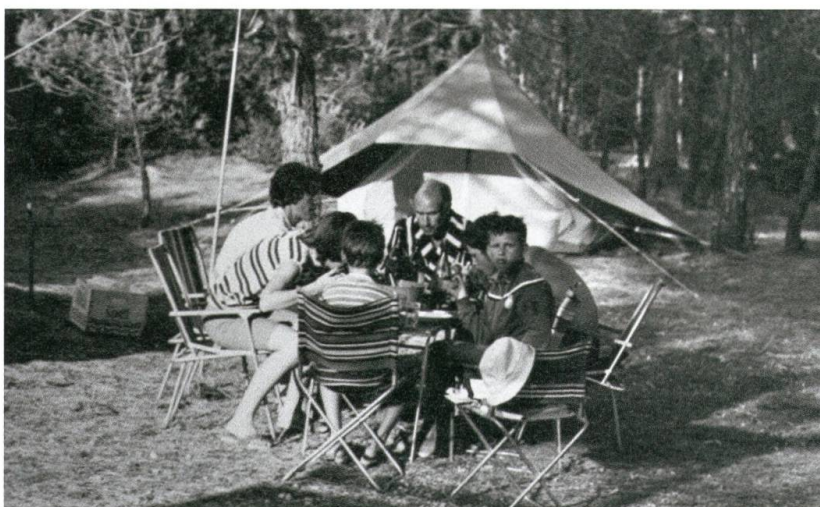
Eins-zwei-cha-cha-cha – Reinhard und Elisabeth Fischer beim Tanzkurs mit Freunden am Steigring 28 in Wattwil.

Elisabeth führte im Steigring einen bürgerlichen Grosshaushalt mit einem prächtigen Garten. Sie machte die Buchhaltung im Hause Fischer; alle Rechnungen gingen über ihren Tisch.

Hin und wieder, wenn keine Sekretärin zur Verfügung stand, half sie Reinhard im Spital auch beim Ordnen der «Krankengeschichten». Ausserdem verwaltete sie ab 1968 ein geräumiges, weitestgehend von Reinhard konzipiertes Ferienhaus in Krummenau. Der Standort des «Hüsli» war sorgfältig ausgesucht worden. Er sollte einerseits nahe bei Reinhard's Arbeitsplatz liegen und andererseits eine optimale Sicht auf die sieben Churfürsten freigeben.

Das Paar Fischer-Kreis unterstützte tatkräftig den Babyboom der Nachkriegszeit: 1952 erblickte Susy, 1955 Robert, 1959 Thomas und 1961 Peter das Licht der Welt. Sie nannten ihren Vater – wohl wegen seiner Begeisterung für die USA – «Daddy». Die Fischer-Kinder wuchsen in einer interessanten Zeit der Reformen mit vielen, mitunter hitzigen Diskussionen, in denen manche Werte und vermeintliche Gewissheiten Reinhard Fischers in frage gestellt wurden, im Elternhaus in Wattwil auf. Reinhard Fischer hatte in ihrer Jugend nicht viel Zeit für sie. Wenn sie seinen Erziehungsstil und seine Ansichten in frage stellten, gefiel ihm das überhaupt nicht. Und wenn sie ihn mit lauter Popmusik bei seiner Siesta störten, empörte ihn das. Obwohl sie nach und nach wegzogen, bewahrten sie jedoch die Verbindung ins Toggenburg und zu ihm und Elisabeth. Im engeren und weiteren Familien- und Freundeskreis wurde viel und ausgiebig gefeiert – zuletzt anlässlich des 90. Geburtstages. Es gab immer wieder Anlässe, bei denen in der Gästeliste Vereine und andere Gemeinschaften die Hauptrolle spielten.

Daneben betrieb Reinhard Fischer geradezu leidenschaftlich drei Hobbys: das Campieren in freier Natur, das Gummibootfahren und das Tauchen, die miteinander in Verbindung standen. Bereits in seiner Pfadfinder- und Militärzeit hatte Rein-



Die Familie beim Zelten
bei Albarese, Sommer 1970.

hard Fischer seinen Spass am Campieren. Als er eine Familie gründete, war das Übernachten in freier Natur zunächst aus der Not geboren, weil es die billigste Form des Übernachtens war. Der junge Chirurg besorgte sich aus den USA und später von der Firma Spatz Qualitätszelte, die er aus Prospekten sorgfältig nach verschiedenen Kriterien (Preis, Gewicht, Aufbau, Sturmfestigkeit usw.) auswählte. Im Sommer fuhr die Familie in ihrem kolossal überladenen Auto jeweils wie Tausende anderer erholungssüchtiger Schweizer für einige Wochen in die Toskana ans Meer. Im Bezirk Grosseto bauten Reinhard Fischer und seine Jugendfreunde, die sich «Grossetaner» nannten, in einem Naturpark bei Albarese ein Zelt Dorf auf.

In Albarese war immer das Schlauchboot mit Aussenbordmotor dabei. Manchmal machte Reinhard damit kleine Reisen mit der Familie. Das Schönste waren für ihn aber Touren zum Tauchen bei den Riffen der Inseln Formique, Giannutri und Giglio. Dort besichtigte er zusammen mit anderen «Grossetanern» Korallen, spürte Amphoren von gesunkenen römischen Galeeren nach oder jagte mit der Harpune Muränen und Tintenfische. Er machte dabei seinem Pfadfindernamen «Piscis» alle Ehre. Während die Tauchgesellschaft laut ihren Schilderungen jeweils gewaltige Abenteuer zu bestehen hatte, nahmen sich ihre Jagderträge meistens recht bescheiden aus. Die offenkundige Schiefelage zwischen Dichtung und Wahrheit schmerzte «Piscis» jedoch weniger als seine Begleiter – sie hatten das Zeug zum Gourmet –, denn Frutti di mare mochte er ohnehin nicht. Immerhin: Die Schweizer Seefahrer brachten hin und wieder den Kindern einen Seeigel oder einen Seestern mit. Als Begleitprogramm



Reinhard Fischer auf der Donau zusammen mit Albert Wyss und Dr. Merz, Belgrad, September 1970.



Reinhard Fischer bei einer Varizenoperation in der Klinik Marienfried, 1995.

zu seinen Abenteuern auf dem Schiff und im Meer verschlang «Piscis» C. S. Foresters Romane über Captain Hornblower. Das graue Schlauchboot wurde auch auf vielen Schweizer Seen und Flüssen ausprobiert. Wenn die Familie dabei war, sorgte der Kapitän für eine strenge Sitzordnung und eine klare Rollenaufteilung. Der Höhepunkt der Fischerschen Binnenschiffahrt war eine Reise in zwei Etappen in den Jahren 1969 und 1970 mit dem Wiler Hals-Nasen-Ohrenspezialisten Dr. Merz und dem Zürcher Oberländer Autospengler Albert Wyss im «Zodiac» von Ulm bis zum Schwarzen Meer. Die kleine Gruppe lernte dabei die Bürokratie und das Überwachungssystem sowie den Alltag der Menschen im Ostblock kennen.

Ausserdem war Reinhard Fischer Mitglied in zahlreichen Vereinen und Clubs. Vor allem nach seiner Pensionierung genoss er das damit verbundene gesellige Zusammensein. Und seine Mitbürger schätzten seine einfache, keineswegs anbiedernde Art. Dem Rotary Club verdankte er, über alles Wichtige im Toggenburg informiert zu sein. Dort entstanden viele Freundschaften, die mit zunehmendem Alter noch wertvoller wurden. Dabei schätzte er vor allem die Gespräche in der Gruppe «harter Kern» (manche nannten diesen Kreis etwas abschätzig auch den «Schnörriklub»). Darüber hinaus hielt er den Seniorenturnern,

mit denen ihn manches Erlebnis verband, die Treue – und sie ihm. Auch der Kontakt mit Nachbarn war ihm sehr wichtig. Das Wirtshaus jedoch war nie seine Welt, wenngleich er auf seinen Wanderungen in ländlichen Gasthöfen gerne haltmachte. Auch nach seiner Pensionierung las Reinhard Fischer nicht viel. Lediglich die «Neue Zürcher Zeitung» wurde wieder zu seiner täglichen Lektüre. Er hatte sie in den 1970er Jahren in Ermangelung an Zeit abbestellt.

Zu religiösen Dingen äusserte sich Reinhard Fischer kaum. Seine Aufzeichnungen aus dem Jahr 2011 werfen in dieser Frage ein Licht auf seinen Pragmatismus. In einer bikonfessionell geprägten Tallandschaft wäre ein anderer Zugang wenig erfolgversprechend:

Zu Gott habe ich immer wieder in meinem Leben den Weg gesucht, manchmal bis zur Verzweiflung, besonders um die Zeit der Konfirmation. Doch niemand konnte oder wollte mir damals helfen. Als Arzt war ich Wissenschaftler und glaubte das, was ich mit meinen eigenen Sinnen wahrnahm. Besonders nach meiner Pensionierung erlebte ich auch die ausserhalb der Wissenschaft existierenden schwer verständlichen gewaltigen Kräfte, die mit der ja auf der ganzen Welt praktizierten Naturmedizin und den Religionen zu tun haben. Immer mehr wurde ich sicher, dass Gebete wirken. Ich fragte mich, ob es den Glauben bei den Völkern auf der ganzen Welt aus evolutionstechnischen Gründen gebe, weil Völker mit Religionen besser überleben? – Mir war es in der evangelischen Denomination mit Zwingli und Luther wohl, und ich stand fest zu unserer Kirche. Mit einer anderen Erziehung wäre es mir allerdings auch in einer anderen Denomination wohl gewesen, insofern sie Raum für Liebe und Menschlichkeit geboten hätte.

Abgesehen davon, dass sich Reinhard Fischer nach der Pensionierung über die grundsätzlichen Fragen des Lebens wieder vermehrt Gedanken machen konnte und er insgesamt mehr Zeit für das gesellige Leben hatte, brachte die durch die Pensionierung gewonnene Zeit noch weitere Vorteile:

Nach meiner Pensionierung hatte ich nun viel Zeit für die Familie. Dies war neu und sehr schön für mich. Ich konnte erleben, wie ein Grosskind nach dem anderen geboren wurde und wie sich auch jedes einzelne auf seine Art entwickelte. Aber daneben konnte ich nach den vielen Jahren öffentlichen Dienstes die Medizin auch als mein eigener Unternehmer kennen lernen: Bei Kollegen in St.Gallen durfte ich meine eigene Praxis führen und bei Ärztegruppen in verschiedenen Spitälern, unter anderem in Heiden, wo ich das Licht der Welt erblickt hatte, operieren. Zudem wirkte



Bräkerplatz Wattwil. Roman Signers Armentisch im Vorder-, die Bräkerplastik im Mittelgrund.

ich als Betriebsberater einer mittelgrossen Klinikette, die von den roten in die schwarzen Zahlen fand.

Schliesslich betätigte sich Reinhard auch als Mäzen. In Wattwil fehlte es seiner Meinung nach an gemeinschaftsbildender Identität, die mit der eigenen Geschichte verbunden war. Auf seine Initiative hin gelang es nach einem vierjährigen Aushandlungsvorgang zwischen einem Projektteam, der Gemeinde Wattwil und den Künstlern 2005 einen Platz am Ende der Wattwiler Einkaufsmeile zu eröffnen, der nach Ulrich Bräker (1735–1798) «Bräkerplatz» benannt wurde. Reinhard Fischer spendete einen Tisch mit leeren Tellern, der nach einem Entwurf von Roman Signer angefertigt wurde, sowie eine Bräkerbüste von Ruth Gossweiler. An der Mauer steht der Spruch: «wer kan ietzt all die schönheiten genug beschauen und bewunderen – jeden

abend sieht man neue wunder.» Bräker war ein Wattwiler Auto-
didakt und naiver Schriftsteller, der mit seinen Betrachtungen
über Gott und die Welt bereits seine gebildeten Zeitgenossen
verblüffte. Er galt als Lebenskünstler, hinsichtlich der Fähigkeit,
für das Wohl seiner Familie zu sorgen, jedoch auch als Versager.
Diese Figur, dachte Reinhard Fischer wohl, sollte die Wattwiler
auch zum Nachdenken bringen. Der nach ihr benannte Platz
ist zunehmend zu einem Ort der Begegnung von interessierten
Bürgern, des Treffens von Jugendlichen, des Ausruhens von
Menschen (mit schweren Einkaufstaschen) und des Spielens
von Kindern geworden.

Reinhard Fischers letzter Lebensabschnitt führte ihn – mit fast
92 Jahren (!) – zusammen mit seiner lieben Frau von seiner
nach der Pensionierung bezogenen Eigentumswohnung an der
Hembergerstrasse 20 nach Gümligen in eine kleinere, für Senio-
ren besonders geeignete Wohnung. Seinen Audi nahm er mit,
aber er konnte ihn im Kanton Bern nicht mehr benutzen. An
der Nussbaumallee starb er, der sein Leben lang fast nie über
längere Zeit ans Bett gefesselt war, am 29. Oktober 2012 nach
kurzer Krankheit.